

Es gibt zu viele Unheilsmöglichkeiten, als dass sie sich jetzt fürchten dürfte, eine solche wäre, dass die beiden Männer, der Vater, der Direktor, die von den Besatzern immer wieder zu Aufräumarbeiten geholt werden, von einem solchen Einsatz nicht zurückkämen.

Von solchen Fällen hören sie immer wieder. Alle nehmen dann an, dass die so Verschollenen mit den anderen Kriegsgefangenen zur Arbeit nach Russland verfrachtet wurden. Aber ihre Männer kommen immer zurück, ja einmal, als sie die toten Pferde der Russen eingraben müssen, bringen sie große Stücke Pferdefleisch mit. Für alle Hausbewohner wird nun Pferdegulasch gekocht, aber sie kann kein Stück davon essen, wie sie überhaupt nie Hunger spürt, obwohl die Nahrung knapp und zufällig ist und jeder in sich hineinschlingt, was er bekommen kann.

Um die Männer nicht unnötig zu gefährden, müssen die Frauen zum Wasserholen. Ja, davor hat sie Angst. Sie muss alle ihre Kraft zusammennehmen, um das Zittern zu unterdrücken, wenn sie zu dritt die zerschossenen Häuser entlang die Grinzinger Allee hinaufhasten. Beim Wasserreservoir am Hungerberg warten in langer Reihe die Frauen mit ihren Eimern. Alle haben sie ihre Kopftücher tief ins Gesicht gezogen; sie tragen Skihosen oder lange unförmige Kittel, um alt und hässlich auszusehen, weil es immer noch zu einzelnen Vergewaltigungen kommt, obwohl das russische Militärkommando jetzt streng auf Ordnung achtet.

Vor der Wasserstelle stehen zwei junge Soldaten und betrachten mit unbewegtem Gesicht die Frauen. Sie selbst ist durch ihre Angst so starr, dass ihr die Mutter helfen muss, die Kübel zu füllen. Dann der endlos scheinende Weg zurück.

Zwar zeigt sich noch immer jeder so wenig wie möglich auf der Straße, doch manchmal kommen jetzt Besucher zu ihnen.

Es kommen Arbeiter aus dem Betrieb; wie der Vater auch haben sie sich, sobald es möglich war, zwischen die Soldaten am Firmengelände gemengt, um, so gut es ging, Plünderungen und die Brandgefahr zu mindern. Der Vater hatte sich zunächst als Angestellter ausgegeben, solange die Russen ihn, den Chef, als Kriegsverbrecher suchten, auf dessen Befehl hin die ukrainischen Fremdarbeiter mit aus Sägespänen gebackenem Brot ernährt worden und überdies gequält worden sein sollen. Unter den Männern, die im schwer zerstörten Betrieb auf eigene Faust nach dem Rechten zu sehen versuchen und bei den ersten Aufräumarbeiten Hand anlegen, ohne dass von einem Lohn die Rede sein kann, sind auch illegale Kommunisten, keiner von ihnen verrät den Chef.

Die Verfolgung des Vaters löst sich in nichts auf, als der Urheber der Gerüchte, ein ehemaliger ukrainischer Fremdarbeiter, den Russen selbst zuerst verdächtig und dann lästig wird; wie in diesen Tagen oft machen sie kurzen

Prozess: Der Unruhestifter wird erschossen, der Vater kann seine Mimikry aufgeben.

Es hatte sich herumgesprochen, dass »der Chef« und seine Familie alles verloren haben. Die Arbeiter, die sie aufsuchen, bringen Lebensmittel: einen Becher mit Schweineschmalz, eine Handvoll Erdäpfel, ein Weckglas eingelegter Gurken. Einer kommt mit Schuhen, die er in einem Hauseingang gefunden hat. Überall werden Dinge beschlagnahmt und andere gefunden: Geplündertes und wieder Weggeworfenes liegt auf den Straßen.

Sie hat geglaubt, nach all den Jahren, die Tischler und Zimmerer, die Schlosser und Kutscher und Hilfsarbeiter und Angestellten gut zu kennen. Jetzt entdeckt sie an ihnen neue Züge: zwischen allen herrscht eine Art rauer Herzlichkeit und oft hört sie diese früher oft still-traurigen oder grantelnden Wiener laut lachen, wenn sie erzählen, wie sie sich einem bewaffneten Soldatentrupp mit Schreien und Topfdeckelschlagen und Drohung mit dem »Kapitan« entgegengestellt hätten und ihn aus ihrem Mietshaus vertrieben hätten. Sie begreift, dass die Männer in der Todesgefahr zu ihrer Lebenskraft und Lebensfreude gefunden haben. Diese Erkenntnis nährt, viel später, ihre eigene verschüttete Hoffnung.

Weil der Alltag so schwierig ist, kein Licht, kein Brennstoff, kaum Nahrungsmittel, reichen die Tagesstunden nicht aus, um das zum Leben unbedingt Nötige aufzutreiben; wie

Ameisen rennen sie, schaffen Nahrung herbei, Brennholz, Fensterverschalungen, eine Pferddecke, aus der eine warme Jacke genäht werden kann; am Abend fallen sie auf ihre Matratzen. Nur die Mutter sitzt meist den Tag über in ihrem Sessel, stumm, starr; es ist viel, dass Tochter und Vater, mittags, eine Krautsuppe finden oder ein paar Salzkartoffeln.

Vom Bruder gibt es seit der Karte aus dem belagerten Breslau noch immer keine Nachricht.

Allmählich werden die Tage ruhiger, später auch die Nächte. Freilich ziehen die Einwohner von Grinzing noch jeden Abend stadtwärts, mit Handwagen und Rucksäcken verlassen sie ihre einzeln stehenden und darum gefährdeten Villen und Hauerhäuser: Jeder ist mehr um die eigene Sicherheit besorgt als um sein letztes Hab und Gut.

Dann hört sie, dass die provisorische Bezirksbehörde leer stehende Wohnungen vergibt. Einen ganzen Tag lang wartet sie in der Schlange; als sie vorm Wohnungskommissar steht, in ihrem einzigen Sommerkleid, das sie auch geschenkt bekommen hat, und der Wohnungskommissar sie von oben bis unten mustert, weiß sie mit dem kalten Zynismus, den sie in letzter Zeit in sich entdeckt, dass ihr eine Wohnung sicher ist: Der Gegensatz zwischen ihrer zaundürren Erscheinung und dem stadtbekanntem Namen wird für sie sprechen.

Die neue Wohnung, die ein reichsdeutscher Kriegsverpflichteter verlassen hat, um in seine Heimat zurück-

zuflüchten, liegt im Grünen und kommt ihr nach diesen letzten Monaten schön vor. Sie ist zwar geplündert und vergammelt, aber im Kern intakt.

In den nächsten Sommerwochen arbeitet sie von früh bis spät in der Wohnung. Sie verstaut die Besitztümer des Deutschen im Keller und beginnt dann langsam, langsam in der Verwüstung von der entferntesten Zimmerecke aus eine Art Ordnung herzustellen. Manchmal ärgert sie sich, dass die Eltern sie dabei allein lassen.

Manchmal geht sie für ihren Vater, der als eingetragener Parteigenosse Sühnedienst leisten muss, zu Aufräumarbeiten in zerbombte Häuser und klaubt die noch verwendbaren Ziegel aus den Schutthaufen. Fraglos übernimmt sie, die unbelastete Tochter, diesen ehrenrührigen Dienst, dies ist selbstverständlich für Vater und Mutter, aber auch für sie.

Da ist der Garten vor der Ruine des Elternhauses, wo sie an den langen Frühsommerabenden zusammen mit ihrem Vater Beete und immer neue Beete anlegt, wo sie aus eingetauschten Samen Salat und Radieschen ziehen. Karfiol und Erbsen und später das Wintergemüse, wo Fisolen und Paradeiser sich an Stäben hochranken und die Gurken sich in Überfülle über die Erde breiten. Sie haben nun genug zu essen, ja, so viel, dass sie Körbe voll verschenken können. Zuletzt werden sie übermütig und bauen auch noch Tabak an, den der Vater nach der Ernte auf komplizierte Art trock-

net und fermentiert und dann tapfer raucht, während sie sich weiter an die getrockneten Brombeerblätter und anderes Grünzeug hält, das in immer neuen, eifrig kolportierten Rezepten als rauchbar angepriesen wird.

Ebenso wenig wie der Vater hat sie je etwas vom Gärtnern verstanden; sie haben beide nur immer wieder jenem Mann zugesehen, der damals, damals im Frieden, ihren Blumengarten betreute. Aber sie besitzen, woher, wissen sie nicht, eine abgegriffene Broschüre, »Ratschläge für den Schrebergärtner«, und diesen Ratschlägen folgen sie Absatz für Absatz und wundern sich immer wieder, wenn das Ergebnis später blühend und fruchtend vor ihnen aufwächst.

Dieses stumme Vorsichhinarbeiten verbindet Vater und Tochter in einer ruhigen Einhelligkeit. Wenn sie Samen einlegt oder die Bohnen erntet oder jätet, kann sie sich, ohne dass es ihr hell bewusst wird, im Garten manchmal geborgen, ja auf eine stille Weise glücklich fühlen. Es ist dann so, wie es für das Kind im Pferdestall war. Überhaupt wird jetzt das Leben – am Maßstab des Kriegsendes gemessen – leichter und reicher.

Sie selbst ist wieder einmal mit Ausgraben und Aufräumen beschäftigt, diesmal im Keller des zerbombten Elternhauses, wo sie die wichtigste Habe vor den Fliegerbomben und dem Russeneinmarsch in Sicherheit gebracht hatten. Die Fliegerbomben hat der Keller ausgehalten, aber dann hatte eine russische Kompanie die Waschküche zur Feld-

küche umfunktioniert, und jetzt bedeckt in allen Keller-  
räumen ein knöchelhoher Brei den Betonboden. Aus dem  
stinkenden, klebrigen Gemisch von verschütteten Solda-  
tensuppen, von ihren eigenen Mehl- und Zuckervorräten  
und dem Inhalt der zerschlagenen Rex-Gläser, in denen die  
Mutter Marmeladen und Schmalz und Fleisch aufgehoben  
hat, zieht sie da und dort mit bloßen Fingern ein Etwas, das  
man nach dem Reinigen als Wollsocken oder gar Schuhe  
erkennen kann. Nach einem Tag des Suchens im Morast  
gräbt sie sogar zu einem ihrer Goiserer den zweiten aus; die  
derben Skischuhe werden ihr im nächsten, strengen Winter  
gute Dienste tun.

Was sie an Bettzeug, Mänteln und Kleidern im Keller  
aufgehoben hatten, ist alles verschwunden, ebenso die Pelze  
der Mutter, dafür findet sie als kostbare Gabe einen Leinen-  
ballen, dazu ein großes Messingfernrohr, das die Soldaten  
wohl in einem Observatorium mitgehen und dann, als sie  
Brauchbareres fanden, hier liegen gelassen hatten. Der exo-  
tische Fund freut sie sehr. Das Fernrohr ist wie ein Verspre-  
chen auf eine Welt, in der es wieder viele Arten des Über-  
flusses geben wird, auch den einer Wissbegier, die über die  
bloße Erhaltung des nackten Lebens weit ausgreift.

Sie hatte auch ihre wichtigsten Bücher auf den Holzrega-  
len des Kellers unterbringen dürfen. Nun zieht sie aus der  
undefinierbaren Masse am Fußboden einzelne verklebte,  
verschmierte Folianten, sie wäscht und wischt sie vorsichtig

ab und hält dann Bände ihrer Shakespeare-Ausgabe und einen Bildband über die deutsche Romanik in ihren Händen: wiedergeschenkte Heimat.